

minars hat gezeigt, daß alle Beteiligten neben einem großem Mitteilungsbedürfnis aufgrund der isolierten und personell sehr begrenzten Arbeit vor Ort einen Bedarf nach Klärung und Information zu bestimmten Themen haben. Hieran muß in der Folge unbedingt angeknüpft werden. Das vom AKENS für den März 1998 terminierte Treffen entsprechender Initiativen in Schleswig-Holstein wurde deshalb mit großem Interesse aufgenommen und begrüßt.

Dafür, daß die RostockerInnen so

kurzfristig eingeladen hatten und das Treffen „nur“ im Großgruppentausch bestand, konnten alle ganz zufrieden nach Hause gehen. Der Anspruch der RostockerInnen, überregional vernetzend bzw. den Austausch fördernd aktiv zu werden, kann nur begrüßt werden. Dies bringt Leben in die doch leicht erstarrte Geschichtsvereinsarbeit und macht gerade für die Arbeit im und für den AKENS Mut.

Frank Omland

REZENSIONEN

Ein Frauenleben zwischen Hamburg und Holstein

Die „Eimsbüttler Lebensläufe“ sind ein Projekt des Schul- und Kulturausschusses der Bezirksversammlung Eimsbüttel. Ziel der Buchreihe ist es, anhand von Aufzeichnungen und mündlichen Berichten älterer Einwohner einen Eindruck von der Vergangenheit dieses Hamburger Stadtteils zu vermitteln. Die Herausgeber ordnen dabei jeweils die subjektiven Darstellungen der autobiographischen Passagen in den historischen Kontext ein, um so die Korrelation von privatem Leben und öffentlichem Geschehen zu verdeutlichen.

Im vorliegenden vierten Band der Reihe berichtet Martha Hückstaedt (1910-1993) aus ihrem Leben. Zunächst sollte die Vielzahl von Notizen nur als Erinnerung für sie selbst und ihren Sohn dienen, später aber entwickelte sich die Idee, die persönliche Lebensgeschichte einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Daher wurden die gesammelten Manuskripte mit Studentinnen und Studenten von der Fachhochschule und Universität Hamburg für die Pub-

likation aufbereitet.

Die Schilderungen im Buch umfassen die Zeit bis 1957. Die Eimsbüttlerin erzählt nicht nur ausführlich von ihrem familiären Umfeld, sondern auch von ihren Erfahrungen mit der Liebe (drei Ehen), dem Tod (ein Ehemann ist gefallen) und der Einsamkeit. Daneben werden von der Autorin gesellschaftliche Rahmenbedingungen angesprochen, die Konsequenzen für das eigene Leben hatten. Sie deutet ihre Anpassung im Nationalsozialismus an (Eintritt in die NS-Frauenschaft), und beschreibt in bewegenden Worten ihre Auseinandersetzung mit dem Elend des Krieges, der Evakuierung nach Holstein, mit eigener Arbeitslosigkeit und der schließlichen Rückkehr nach Hamburg.

Ganz ausgezeichnet ist das gut fünfzig Seiten umfassende Wörterbuch, das sich den Aufzeichnungen Martha Hückstaedts anschließt: Viele der im Buch verwendeten Begriffe wie „Erbhofgesetz der Nazis“, „Lastenausgleichsgesetz“ und „Währungsreform“ werden

hier kompetent und auch für junge Leser verständlich erklärt. Darüber hinaus wird über spannende Details aus der Geschichte Hamburgs im frühen 20. Jahrhundert informiert. Besondere Anerkennung verdient auch die Auswahl aktueller Veröffentlichungen am Schluß des Buches, die hilfreiche Orientierung für weitere Lektüre zum Thema Stadtteilgeschichte bietet.

Ein Verbesserungsvorschlag, der die Eindringlichkeit der Erinnerungen noch erhöhen könnte, betrifft die Prologe der Herausgeber zu den jeweiligen Kapiteln. Es ist sicherlich als ein lobenswertes Konzept zu betrachten, eine Biographie vor dem Hintergrund von hamburgischer und deutscher Vergangenheit darzustellen, um so die enge Verflochtenheit von individueller Lebensgeschichte und zeithistorischen Ereignissen aufzuzeigen. Die kommentierende Einordnung sollte jedoch nicht mit didaktisch gutgemeinter, aber zeitweise übertrieben erscheinender Kritik an der Autorin einhergehen. Dies könnten Leser als störende Bevormundung empfinden, die den guten Gesamteindruck des Buches beeinträchtigt.

Als Beispiel für dieses Verfahren mag die Passage gelten, mit der Martha Hückstaedts Notizen über ihr Leben im Dritten Reich eingeleitet werden: Bei der nachträglichen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, so heißt es dort, mangle es an „Deutlichkeit und Konsequenz“, denn „Gefühle von Scham und Schuld werden nicht thematisiert“. Diese These läßt die Herausgeber zu folgendem Schluß kommen: „So bleibt die Auseinandersetzung oberflächlich. Eine tiefere Beschäftigung mit dem Schrecklichen findet nicht statt.“ (S. 61). Die Tatsache, daß gerade diese

Auslassung deutlich auf die Existenz von Verdrängungsmechanismen hindeutet, wird nicht angesprochen.

Weitere Probleme ergeben sich offenbar vor allem aus dem Spannungsverhältnis zwischen der Intention der Autorin und dem Erkenntnisinteresse des auswertenden Kollektivs: Die Beschreibung persönlicher Lebenserinnerungen vor dem Hintergrund der Zeitgeschichte erfordert nicht zwangsweise die „Reflexion über die Ursachen des Krieges“, deren Fehlen von den Herausgebern bemängelt wird (S. 66). Die Erwartung von Stellungnahmen, die vermeintlich in Memoiren Erwähnung finden müssen, schränkt die Perspektive so von vornherein bedeutend ein.

Wenn heutige „wissenschaftliche“ Maßstäbe und Fragestellungen an die Tagebuchnotizen herangetragen werden, besteht die Gefahr einer Überinterpretation von (unterlassenen) Äußerungen, da die Quelle hinsichtlich ihrer Reichweite und ihres Aussagewertes überfordert wird: Die Autobiographie der Martha Hückstaedt will oder kann zu gewissen Vorgängen nichts berichten. Das Einlassen auf ein Projekt, das sich dem Anspruch hoher Authentizität verpflichtet fühlt, sollte auch die Distanzierung von vorgefaßten Meinungen und die Zurücknahme eigener Bewertung bedeuten.

Diesen Forderungen werden dankenswerterweise die vielen direkt zitierten Abschnitte gerecht, in dem die Notizen Marthas unkommentiert wiedergegeben werden. Der Faszination dieser Erfahrungen vermag sich der Rezipient kaum zu entziehen. Von großer emotionaler Wirkung sind etwa Martha Hückstaedts erschütternden Berichte vom Bombenkrieg; durch die Verwendung der einfa-

chen Sprache im Tagebuch fühlt sich der Leser in die Rolle eines Zuhörers versetzt, der „Geschichte von unten“ aus erster Hand erfährt. Diese Eigenheit macht das Buch zu einer sehr persönlichen, beeindruckenden Lektüre.

Nicht zuletzt das ansprechende Layout und die interessante drucktechnische Gestaltung mit dem Abdruck von Tagebuchseiten im Einband machen das Werk auch rein äußerlich zu etwas Besonderem. Es enthält sehr viele Abbildungen, größtenteils handelt es sich dabei um Photographien aus Marthas Privatbesitz.

Sieht man von dem oben angesprochenen Einwand ab, so ist die Biogra-

phie ein bemerkenswertes Zeugnis norddeutscher Historie: Ein realer Lebenslauf, der exemplarisch für viele der (Groß-)Elterngeneration stehen könnte, kann den Lesern durch die Möglichkeit zur Identifikation glaubwürdig Aspekte von jüngster Geschichte auf regionaler Ebene nahebringen. **Christina Gallo**

Hückstaedt, Martha: Martha H.: ein Frauenleben zwischen Hamburg und Holstein. Hrg. und bearbeitet von Rita Bache und Jens Michelsen. Mit einem Lexikon zu norddeutschen Lebenswelten im 20. Jahrhundert. Hamburg: Dölling und Galitz Verlag 1996 (= Eimsbüttler Lebensläufe; Band 4). 168 S.

Das Gedächtnis der Stadt

Vergangenheitspolitik, Politik mit der Erinnerung, Gedächtnisorte: Das sind nur einige der Schlagworte, mit denen die Diskussion um den Umgang des Nachkriegsdeutschlands mit seiner nationalsozialistischen Vergangenheit geführt wird. Gedächtnisgeschichte hat Konjunktur, auch auf dem Buchmarkt. Der Hamburger Politologe Peter Reichel legte als Herausgeber einen Sammelband zur hamburgischen Variante des Themas vor.

Hervorgegangen aus einer Ringvorlesung der Universität Hamburg, befassen sich die Beiträge der Autorinnen und Autoren aus unterschiedlichen Perspektiven mit Einzelaspekten einer nach wie vor nicht vorhandenen Sozial- oder politischen Kulturgeschichte öffentlichen Erinnerns. Herausgekommen ist ein ansprechend aufgemachter Band mit vielen interessanten Abbildungen, die leider in Größe und Druckqualität etwas

abfallen.

Zwei Aufsätze liefern den zeitgeschichtlichen Rahmen der Modernisierung im Wiederaufbau: Hermann Hipp beleuchtet Denkmalpflege und Stadtplanung, Axel Schildt skizziert Aspekte des Alltags und Lebensstils der 50er Jahre. In Hamburg habe es eine „Kontinuität städtebaulicher Leitlinien über den Zweiten Weltkrieg hinweg in die Nachkriegszeit“ gegeben, so Hipps These. Die Stadt der 50er folgte einem Leitbild, in dem die Spuren des Krieges, des Dritten Reichs unsichtbar blieben. Diese Lücke amtlicher Erinnerung ist bis heute kaum geschlossen worden. Hipp charakterisiert den Wiederaufbau Hamburgs als „ästhetische Amnesie“: „Das [...] Aufräumen unter den Überbleibseln des Vorkriegs-Hamburg galt am Ende aber doch nicht dem Dritten Reich und dem Zweiten Weltkrieg, sondern dem Phantom der Industriezivi-

lisation und dem Moloch Großstadt. Dies Ziel hatten Stadtplanung und Denkmalpflege auch im Dritten Reich verfolgt."

Das alltagsgeschichtliche Pendant zum offiziellen Gedächtnisverlust liefert Axel Schildt: in einer Skizze des sozialkulturellen Profils Hamburgs vergleicht er die Situation in den Jahren 1950 und 1960. Die Entpolitisierung des Alltags bringt Schildt am Schluß auf die pointierte These, „daß die berserkerhafte Konzentration auf den Wiederaufbau, auf die Rückerlangung von Normalität und darüber hinaus auf das Erreichen noch ungewohnten Wohlstands, der mit der rastlosen Arbeitsamkeit und Sparsamkeit verbundene Rückzug in die private Häuslichkeit und der ausgeprägte Wunsch nach Ruhe [...] dem 'Gedächtnis der Stadt' nicht günstig waren."

Die anderen Beiträge nehmen sich überwiegend einzelner Gedächtnis-Geschichten an, in denen sich jeweils der Streit um die Interpretation der Vergangenheit widerspiegelt. Wolfgang Grünberg zeichnet die Geschichte der St. Nikolai-Kirche nach, die 1842 und 1943 zur Ruine wurde. Sie steht noch heute als Beispiel für die Unentschlossenheit und Unwilligkeit der Stadt, eine Gedächtnis-Kirche als Mahnmal in der Innenstadt zu erhalten. Ein Beitrag von Detlef Garbe widmet sich der Geschichte des KZ-Neuengamme und dem komplizierten Weg zu einer Gedenkstätte.

Dietrich Kuhlbrodt wirft anhand des Nachkriegsboykotts der Filme des NS-Filmemachers Veit Harlan („Jud Süß“) nicht nur die Frage nach der Entnazifizierung des NS-Films auf, sondern macht das strittige Verhältnis von Wirtschafts- und Meinungsfreiheit der frü-

hen Bundesrepublik deutlich. Den langwierigen Umgang der Universität mit ihrer eigenen Geschichte im Nationalsozialismus hat Eckart Krause erforscht. Beate Meyer rückt mit der „Werkstatt der Erinnerung“ die Lebensgeschichten und Sichtweisen von NS-Opfern in den Mittelpunkt.

Daß die denkmalpolitischen Initiativen für die verfolgten und ermordeten Juden kaum nennenswerte öffentliche Debatten ausgelöst haben, ist das Ergebnis eines Artikels von Ina Lorenz. Internationales Aufsehen erregte der Streit um den Jüdischen Friedhof in Ottensen. In einem zweiten Beitrag erhellt Lorenz dessen Geschichte von 1942 bis 1992. Die gefundene, scheinbar pragmatische Lösung kritisiert Lorenz als „erneute Ausgliederung dieser [jüdischen, d.V.] Minderheit“. Der Hamburger Senat habe den Juden die Diskussion um die Erinnerung und die Problemlösung überlassen, eine Haltung zur eigenen Erinnerung ließ sich die Stadt nicht abringen.

Zum Stein des Anstoßes gerät immer wieder der Kriegsklotz am Dammtor. Hans Walden setzt sich mit dem „doppelten Gegendenkmal“ auseinander. Der Autor führt den Beweis, daß das 76er nicht dem Totengedenken, sondern der NS-Propaganda gewidmet ist, kritisiert aber auch Hrdlickas Werk, da sich dies auf Opfer alliierter Angriffe beschränkt. Aufschlußreich sind seine Hinweise und Verknüpfungen mit anderen Bauwerken der NS-Zeit wie Bunker oder Kasernen, die nur selten in das öffentliche Stadtgedächtnis treten.

Den Abschluß bildet ein Forschungsüberblick Arnold Sywotteks. Er fordert eine alltagsgeschichtliche Gesamtdarstellung des Dritten Reichs in Hamburg,

nicht ohne die Relevanz aller Forschungsbemühungen auf die Gegenwart zu beziehen, indem er fragt: „Was bedeutet es den Zeitgenossen von heute zu erfahren, daß Hitler in Hamburg, entgegen früheren Annahmen, in weiten Kreisen der Bevölkerung ein gern gesehener Gast war?“

Wer nach einem roten Faden oder einer allumfassenden These des Bandes sucht, tut dies vergeblich: Dies entspricht dem Forschungsstand, und realiter läßt sich die Geschichte dieser Geschichtspolitik kaum auf eine Formel bringen. Für Reichel erscheint Hamburg erinnerungspolitisch als „widerspruchsvoller Normalfall“. Die Einschätzung,

„das Gedächtnis der Stadt“ sei ein „komplexes Gefüge von Zeitspuren und Zeitbezügen“, bleibt allerdings arg beliebig. Ein wenig mehr Interpretationsfreude an dieser Stelle hätte dem Band und einer durch die vorgelegten aufschlußreichen Einzelstudien angeregten Diskussion über das Thema gut getan.

Thomas Schulze

Peter Reichel (Hrsg.): Das Gedächtnis der Stadt. Hamburg im Umgang mit seiner nationalsozialistischen Vergangenheit. Hamburg: Dölling und Galitz Verlag 1997. (Schriftenreihe der Hamburgischen Kulturstiftung; Bd. 6). 253 S. mit Abb.

Auf den Spuren jüdischen Lebens in Hamburg

In alphabetischer Reihenfolge der heutigen Straßennamen werden 55 Stätten / Stationen des jüdischen Lebens in Hamburg mit Schwerpunkt auf dem 19. und 20. Jahrhundert vom Autor beschrieben. Beginnend mit Erläuterungen zur „Neuen Dammtor - Synagoge“ am Allendeplatz über das „Budge-Palais“ am Harvestehuder Weg 12 bis hin zum „Jüdischen Volksheim“ an der Wohlersallee 58 finden sich zu vielen Aspekten der jüdischen Gemeinschaft, ihrem Leben und Leiden in der Hansestadt Zeugnisse und Lebenserinnerungen.

In einem Vorwort, „Wegweiser“, nennt der Autor als Ziel der Publikation: „Dieses Buch lädt dazu ein, Geschichte und Gegenwart jüdischen Lebens in der Stadt kennenzulernen und Orte in der Stadt zu besuchen, die von diesem Leben zeugen. Damit diese Geschichte lebendiger wird, sind einzelne Abschnitte um Portraits jüdischer Ein-

wohner der Stadt ergänzt, die an diesen Orten gewohnt und gearbeitet haben.“

Es folgt ein Abriß der „Geschichte jüdischen Lebens in Hamburg“ (S. 7). Das einzige Manko dieses guten Überblicks ist es, die Leserin und den Leser nicht mit der religiösen Tradition und den Ritualen des Judentums vertraut zu machen. Ich komme an anderer Stelle darauf nochmal zurück. Am Ende des „Wegweiser“ steht ein programmatischer Appell: „Damit die Geschichte der jüdischen Bevölkerung nicht vergessen oder verschwiegen wird, ist es wichtig, die Orte zu besuchen, wo diese Geschichte stattgefunden hat. Ebenso wichtig, ja wichtiger ist es, mit den jüdischen Menschen in unserer Mitte ins Gespräch zu kommen. [...] Jüdisches Leben in Hamburg - das ist ein Thema mit Vergangenheit und mit Zukunft.“ (S. 11).

Jeder Artikel wird eingeleitet durch

eine sehr kleine Fotovignette, die später nochmal in normalem Format wieder aufgenommen wird. Es folgen Erläuterungen zu „Standort“, „Wegbeschreibung“, eventuellen „Besuchsmöglichkeiten / Öffnungszeiten“, „Historischen Orten in der Nähe“, „Zusätzliche Hinweise“ und „Zum Weiterlesen“. Dann beginnt der eigentliche, zumeist zwei bis drei Seiten umfassende Text, der durch Fotos und thematische bzw. biographische Kästen ergänzt wird.

Um es vorweg zu nehmen: Frank Kürschner-Pelkmann schafft es in dem 192seitigen Stadtführer, große Teile des Spektrums des jüdischen Lebens nachzuzeichnen - angefangen von ersten Zeugnissen im 17. Jahrhundert (Friedhöfe in Altona, am Grindel, in Harburg und in Ottensen) über das 18. und 19. Jahrhundert (Formen des bürgerlichen Lebens, etwa vom kaisertreuen Großreeder Albert Ballin, dem Komponisten und Dirigenten Gustav Mahler oder der Pädagogin Johanna Goldschmidt) bis ins 20. Jahrhundert mit der Assimilation und Integration in der Weimarer Zeit (Familie Warburg oder der Finanzbeamte Leo Lippmann sowie die Malerin Anita Réé) und der Verfolgung, Terrorisierung und Ermordung im NS-Staat (Vertreibung des Unirektors Cassirer, Zerstörung der Hauptsynagoge am Bornplatz, Deportationen vom Hannoverschen Bahnhof aus).

Lücken bestimmen sich weitestgehend durch mangelnde Quellen bzw. fehlende Veröffentlichungen, nicht durch das insgesamt profund zusammengetragene Wissen des Autors, das den Stadtführer sehr lesens- und empfehlenswert macht. Nichtsdestotrotz möchte ich einige Bemerkungen zu Schwachpunkten machen.

Oben habe ich schon darauf hingewiesen, daß es an Erläuterungen zur jüdischen Religion(spraxis) fehlt. Dies kann meines Erachtens zu unnötigen Begriffsunklarheiten auf Seiten der Leserin und des Lesers führen, die durch ein Glossar oder entsprechende Einführung im „Wegweiser“ hätten ausgeräumt werden können. So heißt es: „Die Neue Dammtor - Synagoge wurde von einem Verein der konservativen Juden getragen, die die Polarisierung zwischen Orthodoxen und Reformern überwinden wollten und für gemäßigte Erneuerung des geistlichen Lebens eintraten. Die Gitter der Frauenempore hatten nur eine Höhe von 30 cm, waren also eher symbolischer Art.“ (S. 13).

Verstehbar ist dieser Abschnitt aber nur dann, wenn irgendwo etwas zur Rolle von Frauen und Männern in der Religion gesagt und nicht stillschweigend das Wissen darum bei den Leserinnen und Lesern vorausgesetzt wird. Ebenso schwierig ist es bei Sätzen wie diesem: „Trotz aller Bedrängnis und Gefahr bauten Mitglieder der Gemeinde 1942/43 eine Mikwe in den Keller des Hauses ein ...“ (S. 14). Dabei wird das Wissen vorausgesetzt, daß es sich bei einer Mikwe um ein jüdisches Ritualbad handelt. Ähnliches gilt für den Unterschied von „Tempel“ (S. 157) und „Synagoge“ (S. 110), der nirgends erläutert wird.

Probleme hat der Autor auch damit, wen er als Jüdin oder Jude bezeichnet. Besonders deutlich wird dies bei der Malerin Anita Réé. Es heißt: „Sie wurde am 9. Februar 1885 in eine wohlhabende Kaufmannsfamilie geboren, jüdisch von der Abstammung, evangelisch-lutherisch von der Konfession und hanseatisch von der Überzeugung.“ (S.

57). Und an einer anderen Stelle, wo es um die Ablehnung eines ihrer Bilder durch den evangelischen Kirchenvorstand geht: „In der Ablehnung des Werkes spielten vermutlich auch antisemitische Vorbehalte eine Rolle, was die evangelische Christin Anita Rée hart traf.“ Ein paar Sätze weiter ist die Künstlerin wieder die „avangardistische jüdische Künstlerin“ (S. 58).

Der Autor „schwimmt“ an solchen Stellen und hat auch bei Heinrich Hertz (S. 16), Gustav Mahler (S. 31) und dem Thalia-Theaterdirektor Chéri Maurice seine Schwierigkeiten: „... und Chéri Maurice zwar aus einer jüdischen Familie stammte, aber Christ war ...“ (S. 162). Hier zeigt sich, wie schwierig es ist, Menschen und ihre Biographien zuzuordnen. Meines Erachtens entgeht man solchen Fallstricken nur dann, wenn man die persönliche Entscheidung eines Menschen für oder gegen eine Religionsgemeinschaft akzeptiert und zum Maßstab macht, unabhängig davon, welcher Gemeinschaft er vorher angehört hat.

Inhaltlich läßt sich nur an wenigen Stellen über Bewertungen des Autors streiten - etwa wenn er zum „Joseph Carlebach-Platz“, wo die Hauptsynagoge gestanden hat, behauptet, es sei 1988 mit der Umgestaltung „eine würdige Form des Gedenkens gefunden“ worden (S. 112). Ebenso geht es mir, wenn er über das Polizeigefängnis Fuhlsbüttel, das von 1933 bis 1936 KZ gewesen war, diese Bezeichnung auch für die Zeit nach 1936 beibehält, um auf die grausamen Zustände dort hinzuweisen (u.a. S. 178f). Schwierigkeiten habe ich mit Sätzen wie diesem über das KZ Neuengamme: „Ziel war die Vernichtung der Juden und der ebenfalls ver-

haßten Zeugen Jehovas (die aus Gewissensgründen den Kriegsdienst verweigerten) durch Arbeit.“ (S. 101). Impliziert er doch, daß dies für andere Häftlingsgruppen nicht galt, und dies ist noch sehr zu differenzieren.

Doch nur selten fallen Texte wirklich inhaltsschwächer aus. So ist nicht von der Hand zu weisen, daß sowohl das Portrait der Ehefrau des Oberrabbiners Joseph Carlebach, Lotte Carlebach, als auch das von Martha Freud, der Ehefrau des Psychoanalytikers Sigmund Freud, zu sehr auf das Leben ihrer Männer hin beschrieben wird. Dies kann und wird aber wohl eher der Literatur- und Forschungslage geschuldet sein, denn der Sichtweise des Autors, der andere Frauen besser portraitiert (etwa Glückeln von Hameln oder Ida Ehre).

„Zum Weiterlesen“ wird in der Regel unter anderen ein Buch aus dem Dölling und Galitz Verlag empfohlen; klar ist, daß dieser Verlag sich thematisch sehr zur Hamburger Zeitgeschichte in Publikationen äußert. Nur selten, aber um so ärgerlicher ist es, wenn dies zum Weglassen von Literatur führt: Zur Geschichte des KZ Neuengammes wird so etwa nur auf einen Artikel des Gedenkstättenleiters in einer aktuellen Publikation bei Dölling und Galitz hingewiesen, wohingegen das bisher einzige Standardwerk von Hermann Kaienburg (Das Konzentrationslager Neuengamme 1938 - 1945, hrg. vom der KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Hamburg 1977) unerwähnt bleibt. Doch solche Stellen sind die absolute Ausnahme, und auch nur an einer weiteren Stelle fehlt eine Literaturangabe: bei der „Gedenkstätte Plattenhaus“ vermißt man den Hinweis auf die Broschüre „KZ Sasel. Ge-

schichte eines Außenlagers". (S. 138).

Die alphabetische, an den heutigen Straßennamen orientierte Ordnung der Artikel ist gewöhnungsbedürftig - auch deshalb, weil Karten(ausschnitte) zur besseren Orientierung fehlen. Zusammen mit einem Glossar zu wichtigen Stichwörtern des Judentums und seiner Geschichte in Hamburg - ähnlich wie es derselbe Verlag vorbildlich in seinem Buch „Martha H.: ein Frauenleben zwischen Hamburg und Holstein“ vorge-macht hat - sind dies Ergänzungen, die

in einer kommenden Neuauflage be-rücksichtigt werden könnten.

Zum Schluß möchte ich - trotz der zwischenzeitlichen Kleinstkritelei - noch-mal betonen, daß der Stadtführer sehr lesenswert und allen Interessierten sehr zu empfehlen ist. **Frank Omland**

Jüdisches Leben in Hamburg. Ein Stadt-führer von Frank Kürschner-Pelkmann mit Fotografien von Thomas Nagel. Hamburg: Verlag Dölling und Galitz 1997. 192 S.

Von der Massenkultur zur Massenideologie

Der anzuzeigende, von zwei anerkannten Spezialisten zum Leben und Schaf-fen Gustav Frenssens (1863 - 1945) herausgegebene Sammelband nimmt so-fort die Stellung der bis dato wichtig-sten Buchveröffentlichung in der wis-senschaftlichen Beschäftigung mit dem kontroversen Heimatschriftsteller und Naziideologen aus Dithmarschen ein.

Wie Frank Trende in seinem Beitrag über die Behandlung und Aufnahme der Karriere und Werke von Frenssen nach 1945 zeigt, hat es erst seit etwa Anfang der 1980er Jahre ernstzunehmende Ver-suche gegeben, die Grundideen des weltberühmten Autors von *Jörn Uhl* (1901) und vielen anderen Romanen (von denen allein auf deutsch insgesamt über drei Millionen Exemplare verkauft worden sind) sowie neuerdings von sei-ner weitverstreuten Publizistik und um-fangreichen Korrespondenz festzustel-len und zu analysieren. Die umstritten-ste Seite seines Denkens und Handelns - und gleichwohl der Grund, warum in dieser Zeitschrift von dem Band Notiz genommen wird - sind bekanntlich ihre

Beziehungen zum Nationalsozialismus. Obwohl nicht jeder der in dem Band abgedruckten Aufsätze sich explizit mit dieser Frage beschäftigt, steuern fast alle zumindest indirekt etwas zu der Debatte bei.

Die dreizehn Beiträge des Buches können in mehrere Gruppen eingeteilt werden. Der gleich am Anfang und we-gen seiner Länge (ganze 140 Seiten samt 420 Anmerkungen!) sowie des biographischen Themas allein stehende Beitrag des Mitherausgebers und Pa-stors Dietrich Stein, heutzutage auch Nachbar des früheren Frenssenschen Anwesens in Barlt, liefert trotz seines streckenweise fast chronikartigen An-satzes durchaus Einsichten und Erklär-ungen, die relevant für die Ausein-dersetzung mit der nationalsozialisti-schen Weltanschauung Frenssens sind.

Beispielsweise weist Stein - wie auch einige andere Autoren dieses Bandes - auf das frühzeitige Erscheinen von man-chen Gedanken Frenssens hin, etwa 1922 über die Eugenik (S. 61) oder aber den vermeintlich negativen Einfluß

der von ihm als jüdisch-romanisch bezeichneten Kulturelite der Weimarer Republik auf die Absatzmöglichkeiten einiger seiner Bücher (S. 71 u. 142, Anm. 245), die später im Dritten Reich zu verhängnisvollen Bestandteilen seiner rassistischen und antisemitischen Ideologie werden sollten.

Stein versorgt den Leser ebenfalls reichlich mit Material über eine Reihe von Begebenheiten (Geburtstagsfeiern, Verleihung der Goethe-Medaille usw.) und Veröffentlichungen der Jahre nach 1933, die Frenssen als überzeugten Hitleranhänger (aber Nichtmitglied der NSDAP) entlarven; besonders hervorzuheben in dieser Hinsicht sind Steins meist knappe Zusammenfassungen der zunehmend abstoßenden Inhalte von *Vorland* (1937), *Prinz Wilhelm* (1938), *Der Weg unseres Volkes* (1938), *Recht oder Unrecht - mein Land* (1940) und *Lebenskunde* (1942). Dieser Text stimmt der vom Regime bereits inszenierten Sterilisation und später Tötung von unheilbar kranken und gesellschaftlich schwer integrierbaren Personen freudig zu. Auch die Juden sollten laut Frenssen aus dem deutschen Herrschaftsbereich verschwinden.

Die Darstellung Steins von dem Lebensweg und den Schriften Frenssens in bezug auf den Nationalsozialismus ist durchaus nuanciert: Als Gauleiter Heinrich Lohse und andere schleswig-holsteinische Parteifunktionäre die Drucklegung der Erzählung *Die Nachtwache*, worin der gerade in die umgebaute Preußische Akademie der Künste aufgenommene Dichter seine biologischen Anschauungen über die Sexualität ausbreitet, zu seiner tiefen Enttäuschung ablehnten, kommentiert der Autor: „Es zeigt sich, daß die Nationalsozialisten

den Schriftsteller zwar achten und auch sein Ansehen nutzen, aber durchaus nicht alles, was er gutheißt, ebenfalls gutheißen.“ (S. 90)

Dieselbe Differenzierung in der Betrachtung der Stellung von Frenssens Oeuvre innerhalb des präfaschistischen Literaturkanons Deutschlands kennzeichnet den Beitrag von Uwe-K. Ketelsen, dem gegenwärtig wohl scharfsinnigsten Interpreten des Schrifttums des Dritten Reiches und seines Ursprunges. Er kommt zu dem Schluß, daß zumindest in seinen Werken aus den ersten beiden Jahrzehnten dieses Jahrhunderts Frenssen eher als Kulturkritiker des etablierten deutschen Industriestaates statt als „Vorläufer, Weichensteller oder früher Prophet“ (S. 154) des Nationalsozialismus zu betrachten ist. Damals zählte Frenssen zusammen mit Julius Langbehn zu den „niederdeutschen“ - sprich: antimoderne - Befürwortern der angeblich besseren Werte der vorindustriellen Lebensweise einer „agrarisch oder kleinhandwerklich organisierten Gesellschaft“ (S. 174f.). Ironischerweise entpuppte sich aber Frenssen als höchst moderner Marketingmanager seiner literarischen Produkte - aber nicht unbedingt als Urnazi.

Der Aufsatz von Ketelsen befaßt sich im allgemeinen mit den Werken Frenssens, die lange vor 1933 erschienen waren. Vier weitere Studien nehmen einzelne dieser Romane kritisch unter die Lupe, nämlich diejenigen von Klaas Jarchow (zu *Jörn Uhl*, 1901), Max Friedrich Jensen (zu *Hilligenlei*, 1905), Rolf Meyn (zu *Peter Moors Fahrt nach Südwest*, 1906) und Thomas Krömmelbein (zu *Otto Babendiek*, 1926). Bis auf letzteren kommen sie alle zu dem Ergebnis, daß es bereits um die Jahrhundertwende

erkennbare Vorzeichen des künftigen gegenseitigen Verständnisses zwischen Frenssen und dem Nationalsozialismus gab: bei dem Entstehen und der Rezeption von *Jörn Uhl* in ihrem gemeinsamen Nationalismus und Chauvinismus (S. 280ff.), in *Hilligenlei* die primär „biologische Funktion der Frau in Ehe und Mutterschaft“ (S. 310f.) und der völkische Rassismus, der Sozialdarwinismus und das Sendungsbewußtsein bei *Peter Moor* (S. 332ff.). Krömmelbein dagegen lehnt die Interpretation von Norbert Mecklenburg glatt ab, daß *Otto Babendiek* „bereits Grundelemente faschistischer Ideologie mit sich führt“ (S. 363); darüber hinaus charakterisierte er die Beschreibungen Frenssens von dessen Begegnungen mit sogar jüdischen Politikern der Weimarer Zeit wie Walther Rathenau in seinem sonst so berüchtigten *Lebensbericht* (1940) als „doch fair und frei von Nazi-Hetze“ (S. 383, Anm. 8).

Derselbe Thomas Krömmelbein stellt einen von zwei Beiträgen über die Verbindungen Frenssens mit großen Literaten zur Verfügung, und zwar mit dem norwegischen Nationaldichter Knut Hamsun; während Thomas Neumann die Beziehung zum ehemaligen Mitschüler Frenssens, dem ebenfalls aus Dithmarschen stammenden Kritiker Adolf Bartels behandelt. Obwohl der Nobelpreisdichter Hamsun wegen seiner Kollaboration mit der deutschen Besatzung Norwegens danach eine Art von nationaler Degradation erfuhr und Bartels als „The Nazi's Literary Grandfather“ (so der Titel der soeben erschienenen Studie von Steven N. Fuller) bekannt wurde, tragen beide Aufsätze überraschend wenig zur Beleuchtung des Themas „Frenssen und der Nationalsozialismus“ bei (allerdings ist die Bezeichnung von Frenssen als

„Nazimitläufer“ durch Krömmelbein auf S. 389 sicherlich eine Unterschätzung der Verwicklung mit dem Regime und seiner Ideologie).

Die von Kornelia Kückmeister in ihrem informativen Kapitel über Frenssens Nachlaß aufgeführte Liste von einigen der insgesamt 1201 Briefkorrespondenten des Schriftstellers - darunter Gerhart Hauptmann, Hanns Johst und Hans Grimm - verspricht, daß ergiebiger Untersuchungen solcher Bekanntschaften durchführbar wären.

Es bleiben zuletzt die drei sich mit Frenssens Entfaltung zum nationalsozialistischen Geistesgenossen am deutlichsten und nachdrücklichsten beschäftigenden Aufsätze des Bandes zu erwähnen. Manfred Karl Adam untersucht die Position des einstigen Pastors Frenssen in der Theologie seiner Zeit. Er arbeitet dabei sorgfältig heraus die Wandlung in der Einstellung gegenüber sowohl geistig und körperlich Behinderten (von Zustimmung zu der „Pflege der Armen und Elenden“ in den *Dorfpredigten* von 1899-1902 bis zu deren physischer Ausrottung in der *Lebenskunde*) als auch den Juden in *Hilligenlei* (wo Moses und Buddha beide „heilige Helden“ heißen) und in seinem streng antikirchlichen *Der Glaube der Nordmark* (1936), worin Frenssen bejahend zu „dem harten Gericht [...], das nach dem Umbruch [vom 30. Januar] über die Juden in Deutschland gekommen war“ (S. 193, 198, 205ff., 209f.), stand. Das Fazit des Theologen Adam: „Muß heutzutage nicht endlich auch von der Schuld Gustav Frenssens gesprochen werden?“ (S. 211)

Diese Frage würde Kay Dohnke, der einen umfassenden Forschungsbeitrag über das politisch-ideologische Gele-

genheitsschrifttum von Frenssen zu dem von ihm mitherausgegebenen Band beisteuert, zweifellos mit „Ja“ beantwortet. Dohnke beweist, wie schon während des Ersten Weltkrieges der „Demagoge“ Frenssen in zahlreichen Zeitungsberichten die Humanität der Gegner Deutschlands verleugnete (S. 231f.), wie bald nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler der Schriftsteller seine vorbehaltlose Begeisterung für den neuen „Fuhrmann des deutschen Volkes“ wiederholt öffentlich kundtat (S. 240f.), und wie die „dreiste Lüge“ der Propagandaäußerungen im Rundfunk des über Achtzigjährigen bis zu seinem letzten Atemzug am 11. April 1945 anhielt (S. 251ff.): „Ich verabschiede mich [...], trotz der jetzigen schwierigen (!) Lage, in dem Glauben aus dem Leben, daß der Endsieg auf deutscher Seite sein wird (!!). Heil dem Führer!“ Dohnke hat hiermit die absolute Unerläßlichkeit des Heranziehens von dem journalistischen Schaffen Gustav Frenssens - aber auch von vielen anderen Schriftstellern aus der NS-Zeit - für eine vollständige Würdigung ihrer damaligen Einstellung demonstriert.

Last but not least, die Studie über „Das Frauenbild und die Funktion von Sexualität in Gustav Frenssens Werk“ von Kornelia Küchmeister, der Betreuerin seines in der Kieler Landesbibliothek aufbewahrten Nachlasses, rechtfertigt fast allein das Anschaffen dieses Bandes; sie gehört außerdem auf jegliche Leseliste von unentbehrlichem Material zum Thema „Frauen und Nationalsozialismus“. Nach einer äußerst feinfühligem Zerlegung der Darstellungen von den Protagonistinnen in den Romanen Frenssens, bei der Küchmeister u.a. die gemeinsame Ablehnung der

Berufsausbildung der Frauen vom Autor sowie von der NSDAP (S. 417ff.) und Frenssens Übernahme des „Zuchtprinzips“ in bezug auf die Frauenrolle in der Gesellschaft aufdeckt, wobei Frenssen auf theoretischer Ebene der Praxis der „Lebensborn“-Organisation zuvorkam (S. 424, 430f.), kommt die Wissenschaftlerin zu einem vernichtenden Urteil über die Wirkung des Schriftstellers: Sein Werk „liefert unter ideologischem Aspekt den signifikantesten Beweis für die Instrumentalisierung des Frauenbildes in der Literatur des Nationalsozialismus. [...] Frenssen muß als Schriftsteller in die Reihe jener gestellt werden, die den Nationalsozialismus kulturell flankiert und für eine massenhafte Verbreitung zugrundeliegender Ideen gesorgt haben.“ (S. 432)

Die ganz wenigen faktischen Fehler, die in diesem Buch zu verzeichnen sind - z.B. gehörte Eutin nicht „mit Lübeck“, sondern mit dem sogenannten oldenburgischen Landesteil Lübeck zum Freistaat Oldenburg (S. 106), auch eine „Universität von Ithaca“ (S. 62) gibt es meines Wissens nicht (Ithaca im Bundesstaat New York beheimatet die Cornell-Universität sowie das weit weniger bekannte Ithaca College) - schmälern keineswegs seinen Wert als die erste großangelegte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Stellung von Gustav Frenssen vor allem innerhalb der Ideenwelt des Nationalsozialismus und seiner Entstehungsgeschichte.

Es fehlt nur noch eine Abhandlung, die von diesem Standpunkt aus eine detailliertere Betrachtung seiner wichtigsten Publikationen im Dritten Reich als bei Stein anbietet, wie Dohnke dies für die Publizistik getan hat. Derselbe Verfasser rundet auch das Buch hilfreich

mit einer umfassenden Bibliographie der Werke von und über Gustav Frenssen (besonders für die Sekundärliteratur aus der Zeit nach 1945) ab. Alles in allem, ein sehr gelungenes Unternehmen. **Lawrence D. Stokes**

Kay Dohnke / Dietrich Stein (Hrsg.): Gustav Frenssen in seiner Zeit. Von der Massenliteratur im Kaiserreich zur Massenideologie im NS-Staat. Heide: Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co. 1997. 504 S., zahlr. Abb.

Profiteure, stille Nutznießer und heimliche Helfer

Mit der Doktorarbeit von Frank Bajohr ist zwar nicht die erste regionale Einzelstudie zum Thema „Arisierung“ erschienen, doch die erste mit überregionaler Bedeutung.

In sieben Kapiteln geht der Autor sowohl auf den Prozeß der Zwangsenteignung jüdischen Besitzes, seine Voraussetzungen und Auswirkungen auf die Beteiligten, als auch ihr Vorgehen und ihre Motive ein. Dabei stellt er nicht nur die Täter, sondern ebenfalls die Perspektive der Opfer und der sich als Zuschauende verstehenden Hamburger Bevölkerung dar. Bajohr wichtigsten Quellen sind die etwa 27.000 Restitutionsakten des Wiedergutmachungsamtes und die „Bestände der Devisenstelle des Landesfinanzamtes“ (S. 22). Er ist dabei auf neue bzw. wenig bekannte Zusammenhänge gestoßen und konnte aufgrund eines Samples von 300 Aktenfällen eine quantitative und qualitative Analyse der „Arisierung“ in Hamburg erstellen.

Bajohr beginnt seine Darstellung mit einer Beschreibung des „Radauantisemitismus“ (wie er es nennt), also des „Antisemitismus ‚von unten‘“: den Taten von SA-Männern und der Hetze des (gewerblichen) Mittelstandes zu Anfang des NS-Regimes. Er stellt dessen Funktion dar und konstatiert das Scheitern dieses „Konzeptes“ in der Praxis. Sei-

ner Meinung nach scheiterte der Versuch, mit Hilfe des April-Boykotts einerseits dem Antisemitismus aus den eigenen Reihen Luft zu verschaffen, andererseits das Feindbild „Judentum“ populär zu machen, trotz der Unterstützung durch „arische“ Geschäfte; die Maßnahmen gegen jüdische Läden waren ein Fehlschlag: „Weder war es gelungen, die jüdischen Geschäfts- und Firmeninhaber nachhaltig zu treffen, noch stieß die Kampagne auf besondere Sympathien der Bevölkerung.“ (S. 60) Eine wichtige Konsequenz aber war ein antijüdisches Stimmungsklima, welches zur vorauseilenden Entlassung jüdischer Angestellter in Unternehmen bzw. in Vorständen führte, obwohl es dazu staatlicherseits noch keine Anordnungen gab.

Laut Bajohr konnte die Hamburger Staatsführung unter Reichsstatthalter und Gauleiter Kaufmann aufgrund der hohen Arbeitslosigkeit, der besonderen internationalen Lage Hamburgs („Tor zur Welt“) und außenpolitischen Rücksichtnahmen ihrem Antisemitismus keinen freien Lauf lassen. Aus kurzfristigen taktischen Überlegungen heraus wurden Eingriffe gegen jüdische Unternehmen und Geschäfte zurückgewiesen (etwa im Falle der Firma Beiersdorf AG), und erst im Zuge der wirtschaftlichen Erholung, die im „Notstands-

gebiet" Hamburg nicht vor Mitte der 30er Jahre einsetzte, radikalisierte sich das Verhalten der staatlichen und städtischen Stellen.

Vor diesem Hintergrund muß auch die „Entjudungs“-Politik der Hamburger NS-Führung gesehen werden: Bürgermeister Krogmann versuchte sich durch fanatische antisemitische Angriffe zu profilieren und initiierte das Ausscheiden aller jüdischen Mitglieder aus dem Vorstand der Handelskammer. Gauleiter und Reichsstatthalter Kaufmann verhielt sich taktisch klüger, gab sich vor Parteigenossen und Parteileitern aggressiv antisemitisch, vor der konservativ-liberalen Hamburger Kaufmannschaft jedoch kritisch-distanziert und vorsichtig. Kaufmann überließ es damit der NSDAP und ihren regionalen politischen Leitern, sich durch Aufpassertum und Antisemitismus auszuzeichnen und die soziale Kontrolle gegenüber der jüdischen Bevölkerung auszuüben. Auf staatlicher Ebene hielt er sich hingegen bzgl. der jüdischen Unternehmer gezielt zurück, um die wirtschaftliche Lage Hamburgs durch zusätzliche Arbeitslosigkeit nicht noch stärker zu gefährden. Die ökonomische Krise bestimmte bis 1937/38 das taktische Handeln von Staat und Behörden in Hamburg: So gab es zwar für Hamburger Behörden die interne (!), mündlich weitergegebene (und gesetzwidrige) Anweisung, an jüdische Unternehmen keine Aufträge zu erteilen, aber die Behördenleiter - etwa der Wohlfahrtsbehörde - hielten sich aufgrund der Finanzknappheit nicht daran und kauften weiterhin bei jüdischen Firmen, wenn diese billiger waren als ihre „arischen“ Konkurrenten. Erst nach einer reichsweiten Verordnung im April 1938 wurden jüdische Unternehmen

auch in Hamburg von staatlichen Aufträgen ausgeschlossen.

Unabhängig davon begann ein schleicher Verdrängungsprozeß in manchen Berufssparten, und die NSDAP versuchte immer wieder, Druck auf die Behörden und die Handelskammer auszuüben: So versuchte sie letztere zur Herausgabe eines Verzeichnisses jüdischer Unternehmer zu zwingen, was aber bis zum Erlaß von entsprechenden Richtlinien auf Reichsebene im Juli 1938 scheiterte.

Bajohrs Fazit zu dieser Politik ist differenziert: „Eine den Reichsrichtlinien vorausseilende Erfassung jüdischer Betriebe fand somit in Hamburg nicht statt.“ (S. 121) „Von einer ‚verspäteten‘ oder gar rücksichtsvollen Anwendung antijüdischer Reichsgesetze konnte in Hamburg keine Rede sein. Allerdings verschärfte Hamburgs Staatsführung die reichsweite Judenpolitik nicht“ (S. 122) und stand damit in Gegensatz zu den Städten im Hamburger Umland oder zu Großstädten wie etwa München.

Hamburg war als „Notstandsgebiet“ vom Reich abhängig und scheute sich deshalb, in offener Weise gegen das Reich zu opponieren. Seine Sonderstellung rührte daher, daß die Stadt „dem allgemeinen Trend zur Radikalisierung der Judenpolitik auf Regionalebene nicht folgte“ (S. 123) und „der quantitative Rückgang jüdischer Betriebe bis 1938 in Hamburg zwar über 20 %, aber immer noch deutlich unter dem Reichsdurchschnitt gelegen haben muß.“ (S. 135)

Diese verspätete „Arisierung“ in der Hansestadt hatte nichtsdestotrotz verheerende Auswirkungen auf die Betroffenen: Not und Elend machten sich unter der jüdischen Bevölkerung stark bemerkbar, und letztlich mußte die jüdi-

sche Gemeinde große Teile ihrer Mittel für Wohlfahrtsleistungen aufbringen.

Wer konnte, versuchte sein Vermögen ins Ausland zu retten und auszuwandern. Der Staat reagierte darauf mit einem System von Steuern und Kontrollen, dessen Zweck es war, die Fliehenden finanziell völlig auszuplündern: Reichsfluchtsteuer (eingeführt 1931, aber faktisch ab 1933/34 eine antijüdische Zwangssteuer), Erschwerung des Kapitaltransfers ins Ausland, Fahndung durch Zoll- und Devisenstellen und Erpressung falscher Geständnisse, um die Vermögen konfiszieren zu können, hatten dabei Methode.

Bajohr hat über diese Phase der „Arisierungen“ neue Erkenntnisse gesammelt: Der entscheidende Radikalisierungsschub sei von der Arbeit des Gauwirtschaftsberaters und der Zoll- und Devisenfahndungen der Oberfinanzdirektion ausgegangen: „Die Gauwirtschaftsberater und ihre Mitarbeiter bildeten eine spezifisch nationalsozialistische Wirtschaftselite“ (S. 174) aus jungen (um die 27 Jahre alten) ideologisierten, ehrgeizigen und aufstiegsorientierten kaufmännischen Angestellten und mittleren Beamten, die auf dem Gebiet der „Arisierungen“ und der „Entjudung“ der Wirtschaft sich einen dominierenden Einfluß verschafften. Handelskammer und Staat überließen ihnen hier das Feld, um sich in anderen Bereichen gegen sie abgrenzen zu können. Ab 1936 konnte der Gauwirtschaftsberater sich als Instanz für „Arisierungen“ etablieren und ernannte sich ohne staatlichen oder Verwaltungsauftrag quasi selbst für diese Aufgabe (S. 181). In der Praxis achtete er bei „Arisierungen“ auf die politische Zuverlässigkeit des Erwerbers, wog den volkswirtschaftli-

chen Nutzen ab („Arisierung“ oder Liquidierung), vermied Konzernbildungen, setzte die Entlassung der jüdischen Angestellten voraus und achtete auf einen niedrigen Preis für den Verkauf.

„Bei allen Interventionen des Gauwirtschaftsberaters muß berücksichtigt werden, daß sie jeder gesetzlichen Grundlage entbehrten und allein auf dem Wege der Selbstermächtigung erfolgten. Formal konnte nämlich bis zum 26. April 1938 kein jüdischer Firmeninhaber gezwungen werden, den Verkauf seines Unternehmens genehmigen zu lassen.“ (S. 185)

Der zweite wichtige Schrittmacher bei der Liquidierung jüdischer Unternehmen und der Entziehung von deren Vermögen war laut Bajohr die Zoll- und Devisenfahndung: Sie konnte bei dem bloßen Verdacht auf Kapitalflucht eine faktische Enteignung des Eigentümers durchführen, die „Sicherungsanordnung“, d.h. Gefängnishaft bis zur Klärung des Sachverhalts anordnen und auch sonst massiven Druck ausüben: Sie überschritt dabei ihre eigenen gesetzlichen Kompetenzen, indem bspw. die Beschuldigten über ihre Sexualpraktiken ausgefragt wurden, um gegen diese wg. „Rassenschande“ vorgehen zu können, erpreßte Übereinkünfte mit fingierten Geständnissen und setzte bei den Beschuldigten voraus, daß diese einen Entlastungsbeweis zu führen hätten (anstelle eines konkreten Tatnachweises durch die beschuldigende Behörde).

Ab April 1938, so konstatiert Bajohr, setzte aufgrund von reichsweiten Verordnungen und den Ereignissen um das Novemberpogrom eine „Ausverkaufsstimmung“ unter den „arischen“ Erwerbern und ein Bereicherungswettlauf ein (S. 239), an dem sich die Handelskam-

mer nun durch offene Parteinahme für „Arisierungen“ und durch gesetzeswidrige Verhaltensvorschläge beteiligte. Von nun an konnten gegen den Willen des Gauwirtschaftsberaters faktisch keine „Liquidierungen“ bzw. Übernahmen mehr durchgeführt werden.

Die Schnelligkeit des Prozesses nach dem Pogrom zeigt folgendes Ergebnis: „Von den rund 1.200 jüdischen Unternehmen im Herbst 1938 waren jedoch ein Jahr später faktisch keine mehr vorhanden.“ (S. 283) „Mit Kriegsbeginn 1939 waren die Liquidierung und ‚Arisierung‘ der jüdischen Unternehmen in Hamburg faktisch abgeschlossen.“ (S. 287) Dabei hatte der Gauwirtschaftsberater die Aufgabe der „Arisierung“ und Liquidierung sowie der Grundstücksenteignung übernommen und das Reich sich mit der Konfiszierung jüdischer Vermögen bereichert.

Bajohr macht zudem noch auf ein Kapitel der „Arisierungen“ aufmerksam, daß bislang eher unbeachtet geblieben ist: die Grundstücksenteignungen und Hausübernahmen. Dabei wird für Hamburg deutlich, wie wichtig die Rolle des Hamburger Gauleiters und Reichsstatthalters war: Dieser ließ ohne gesetzliche Grundlage (!) alle jüdischen Häuser und Grundstücke aus Hausverwaltungen zwangsweise in eine Grundstücksverwaltung (GVG) überführen und benutzte die Gewinne dieser Gesellschaft für seine eigenen „sozialen“ Zwecke: Parteigenossen wurden entschuldet und bestimmte Spenden an die NSDAP abgeführt. Nur die Tatsache, daß Hermann Göring auf Reichsebene jüdische Grundstücks- und Hauseigentümer brauchte, um schließlich Juden in sogenannten „Judenhäusern“ zu ghettoisieren, führte dazu, daß bis Oktober

1939 nur 1/3 aller Grundstücke und Häuser „arisiert“ wurden.

Unabhängig davon, so Bajohr, ob eine „Arisierung“ halbwegs fair oder völlig ausbeuterisch betrieben wurde, blieb das Endresultat immer dasselbe: Die vollständige Ausplünderung und Enteignung des Besitzers zugunsten der Stadt Hamburg, des Reiches und des „arischen“ Profiteurs.

Bajohr kommt zu dem Schluß, daß von den jüdischen Unternehmen ca. 1/3 von etablierten Wirtschaftsunternehmen und 2/3 von ehemaligen Angestellten der Firmen, Nachwuchskaufleuten, Um-/Seiteneinsteigern und Branchenneulingen sowie von NSDAP-Mitgliedern bzw. Geschäftemachern übernommen worden sind. Aus einem Sample von 300 „Arisierungen“, wovon 90 % 1938 und 1939 stattgefunden haben, kommt er zu folgenden Ergebnissen:

40 % wurden von aktiven skrupellosen Profiteuren übernommen. Diese setzten dabei auf Drohungen, Erpressungen und die Einschaltung der Gestapo und weigerten sich häufig noch, ihren vertraglichen Verpflichtungen nachzukommen. Insbesondere NSDAP-Mitglieder und die „arischen“ Angestellte der Firmen sind hier als Profiteure zu finden.

Ebenfalls 40 % gehören zur Gruppe der „stillen Teilhaber“, die das Eigentum formal korrekt übernahmen, dabei aber die aus der Lage resultierenden persönlichen Vorteile wahrnahmen.

Knapp 20 % waren laut Bajohr gutwillige, verständnisvolle Erwerber, die angemessene Entschädigungen zahlten mit den ehemaligen Eigentümern und stille Bündnisse gegen die Nazis eingingen. In dieser Gruppe finden sich auch Einzelfälle, in denen illegal mehr als

vereinbart gezahlt oder Geld für die Auswanderung ins Ausland geschafft wurde. (S. 319)

Anschließend geht Bajohr noch kurz auf weitere Nutznießer der „Arisierungen“ ein, wie etwa Makler und Rechtsanwälte, Treuhänder und Kriminelle. Zudem deutet er die Ausbeutungsfeldzüge der Hamburger Wirtschaft in Österreich ab 1938 und in Polen sowie den Niederlanden an.

Der letzte Abschnitt gilt der Hamburger Bevölkerung, die durch Versteigerungen jüdischen Umzugsgutes (Möbel, Kleidung, Wertsachen) und dem Bezug von Wohnungen nach den Deportationen indirekt und direkt von der Ausplünderung und dem Mord an der jüdischen Bevölkerung Europas profitierten. Bajohr schließt, daß ca. 100.000 Menschen - insbesondere Frauen - davon profitiert haben und sehr wohl wußten, von wem das ersteigerte Gut stammte (S. 335f.), wobei die eigene Notlage und Sichtweise als Opfer des Bombenkrieges mit Sicherheit eine „Augen zu“-Mentalität gefördert hat.

Ein „Verzeichnis jüdischer Unternehmen, die 1938/39 ‚arisiert‘ oder liquidiert wurden“, ein Personen- und Unternehmensregister sowie Tabellen schließen den Band ab, der durch einen Quellen- und Materialienanhang mit Aktenzitaten noch mehr gewonnen hätte.

Bajohr belegt mit seiner Arbeit, daß

der Ablauf der „Arisierung“ anders verlief, als bisher von der Forschung angenommen wurde, unterfüttert seine Ergebnisse immer wieder mit konkreten Beispielen aus der Geschichte jüdischer Hamburger Unternehmen und macht dabei bis ins Detail deutlich, wie die Profiteure solcher „Übernahmen“ vorgingen. Er zeigt differenziert die einzelnen Phasen des Prozesses vor dem Hintergrund besonderer Hamburger (Wirtschafts-)Verhältnisse auf und macht deutlich, daß in Hamburg die parteiamtliche Stelle des Gauwirtschaftsberaters (von Gnaden des Gauleiters Kaufmann) die zentrale Stelle bei den „Arisierungen“ und der Liquidierung jüdischer Unternehmer war. Bajohr macht auch klar, welche wichtige Rolle die Zoll- und Devisenfahndung bei der Ausplünderung jüdischer Vermögenswerte spielte und belegt eindrucksvoll, daß am Ende der „Arisierung“ für die betroffenen jüdischen Eigentümer immer die vollständige Ausplünderung und Enteignung gestanden hat.

Bajohr hat ein Grundlagenwerk zum Thema „Arisierung“ vorgelegt, daß auch überregional von großer Bedeutung ist.

Frank Omland

Frank Bajohr: „Arisierung“ in Hamburg. Die Verdrängung jüdischer Unternehmer 1933 - 1945. Hamburg: Christians 1997. 415 S.

VERZEICHNIS DER MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER

Christina Gallo, Geschichtsstudium an der Universität Hamburg mit den Schwerpunkten Antisemitismus, Nationalismus und Ästhetisierung / Inszenierung von Politik. Im Rahmen ihrer Tätigkeit für den Arbeitskreis Alternative Stadtrundfahrten Beschäftigung mit dem NS in Hamburg.

Alexander van Gorp, geboren 1924 in den Haag, arbeitete von 1943 - 1945 als